



NIÑA
WEIJERS

DIE
KONSEQUENZEN

ROMAN SUHRKAMP

SV

Niña Weijers
Die Konsequenzen

Roman

Aus dem Niederländischen
von Helga van Beuningen

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
De consequenties bei Uitgeverij Atlas Contact, Amsterdam/
Antwerpen. Der Verlag dankt der Niederländischen Literaturstif-
tung für die Förderung der Übersetzung.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2016

© 2014 Niña Weijers

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42558-9

I really like that moment when
the performance becomes life itself.

Marina Abramović

Prolog

AN dem Tag, an dem Minnie Panis zum dritten Mal aus ihrem eigenen Leben verschwand, stand die Sonne tief und der Mond hoch am Himmel. Es war der 11. Februar 2012, der Tag war klar und kalt, aber nicht kalt genug: Schon am frühen Morgen hatte sie die Wärme der Sonne auf der blassen, rauen Haut ihres Gesichts spüren können. Es war Samstag.

Tage nacheinander hatte es kräftig gefroren. Die Schleusen in der Amsterdamer Innenstadt waren geschlossen worden, und zum ersten Mal seit Jahren wurde auf den Grachten Schlittschuh gelaufen. Touren wurden organisiert und wieder abgesagt, man spekulierte über eine Elfstättetour, ja, nein, ein winterlicher Rhythmus, der das Land in seinem Griff hielt, als ginge es um Kurse und jeder besäße Aktien. Dann ließ der Frost nach. Der Himmel wurde grau und feucht, und er wirkte nicht weicher, sondern härter und leerer. Gelbliche Eisschollen ragten aus der Herengracht empor, Bierdosen und Chipstüten trieben an der Oberfläche, und es war, als begännen alle die Kälte erst jetzt zu spüren und die Schwere des Winters.

Der menschliche Körper ist von einer merkwürdigen Kurzsichtigkeit, wenn es um Verliebtheit und um Witterungsverhältnisse geht: Er denkt, dass der momentane Zustand für immer anhalten wird, und lernt nichts, aber auch gar nichts von der Vergangenheit, die möglicherwei-

se etwas ruft, allerdings genau gegen den Wind. Als folglich an jenem Samstagmorgen im Februar die Sonne durchbrach, hatte niemand mehr mit dieser Möglichkeit gerechnet. Tausende von Augen blinzelten erstaunt beim Anblick des unwahrscheinlichen, grandiosen Lichts, das plötzlich auf die Welt herabgesunken war und die Atmosphäre blau tönte. An solchen Tagen hat man wenig Wahl. Man kann die Vorhänge geschlossen lassen, doch draußen hat die Welt sich ausgedehnt, und alle Dinge dehnen sich mit, aufwärts und aufwärts Richtung Sonne.

Es bleibt die Frage, warum Minnie gegen zwei Uhr mittags mutwillig das zu dünne Eis betrat und dort stehen blieb, während es brach, lediglich leicht erstaunt, als sie sich unter ihren Füßen vollzog, diese Transformation von fest zu flüssig. Warum sie die Bäume nicht nur sah, sondern sie betrachtete und genau wusste, es waren Platanen. Warum sie aus einem Reflex heraus mit den Armen ruderte wie eine Persiflage auf einen Seiltänzer, und warum das alles um Himmels willen nicht das geringste Geräusch machte.

2012

MINNIE saß ihrer Mutter gegenüber in einem großen Mittagsrestaurant am Wasser. Es war ein lärmender Ort mit einer erwartbaren und zu teuren Karte, einem nichtssagenden Interieur und einem Bedienungspersonal, das die Bestellungen in Apparate eingab, mit denen Augenkontakt zu einer Reliquie aus der Vergangenheit geworden war. Es war der Ort, an dem sie sich immer trafen.

An diesem Morgen hatte ihre Mutter sie in aller Frühe angerufen. Ein seltenes Ereignis, nicht nur wegen des Zeitpunkts, sondern auch, weil ihr Kontakt hauptsächlich über E-Mail verlief und darauf angelegt war, sich ohne allzu viele Abschweifungen zu ihrem dreimonatlichen gemeinsamen Mittagessen zu verabreden, während welchem sie sich gegenseitig in möglichst groben Zügen über den Stand der Dinge in Kenntnis setzten. Ihre Mutter verstand wenig von Minnies Leben und Minnie genauso wenig von dem ihren. Dass zwei so verschiedene Menschen dennoch Blutsverwandte waren, hatte sie schon gewundert, als sie noch ein kleines Mädchen war und sich, auf die albernen *Glow-in-the-dark*-Sterne an ihrer Zimmerdecke starrend, fragte, ob man auch versehentlich in jemandes Bauch landen konnte.

»Ein Glück«, hatte ihre Mutter ohne Umschweife gesagt, als Minnie an jenem Morgen den Hörer abnahm.
»Du lebst noch.«

»Natürlich lebe ich noch«, sagte Minnie. »Warum sollte ich nicht leben?« Einen Moment blieb es still.

»Ich habe gerade von dir geträumt«, sagte ihre Mutter. »In meinem Traum ging ich in dein Schlafzimmer, es war dein Kinderzimmer, aber du warst schon erwachsen. Du lagst neben dem Bett, von Kopf bis Fuß in ein Laken gewickelt, ganz stramm, wie eine Mumie. Ich ging schnell zu dir, um dir das Laken vom Gesicht zu ziehen, aber es war schon zu spät, deine Lippen und Augenlider waren blau, und deine Haut spannte sich weiß und straff über den Knochen. Obwohl ich es gar nicht wollte, berührte ich dein Gesicht mit der Fingerspitze. Es war hart und kalt wie, was weiß ich, ein Paket Fischstäbchen im Tiefkühlfach. Es war so ... so schrecklich ... realistisch.«

Erstaunt hatte Minnie dem Bericht ihrer Mutter gelauscht. Sie kannte niemanden, der so nüchtern war wie sie, so unempfänglich für alles, was nicht zur konkretesten, sichtbarsten Wirklichkeit gehörte. Außerdem war ihre Mutter völlig unsentimental. Noch nie hatte Minnie sie ausgelassen lachen oder weinen oder vor Wut schreien sehen; ihre Emotionen wurden in minimalen Dosierungen bemessen, die sie nie überschritt. Das Leben ihrer Mutter, dachte Minnie manchmal, spielte sich entlang den Linien eines Mondrian-Gemäldes ab: horizontal und vertikal und absolut ohne Frivolitäten. Kurz und gut, sie war wohl die Letzte, von der man erwarten würde, dass sie etwas so Geheimnisvollem wie einem Traum Bedeutung beimaß.

»Ich weiß nicht, warum ich dich eigentlich anrufe«, sagte ihre Mutter, die sich nun hörbar wieder fasste. »Jetzt,

wo ich es laut ausspreche, klingt es schlichtweg lächerlich und überhaupt nicht realistisch.«

»Na ja«, sagte Minnie. In einem Impuls, vielleicht um ihrer Mutter Unbehagen zu zerstreuen, hatte sie ihr vorgeschlagen, mittags zusammen zu essen, und jetzt saßen sie hier. Eigentlich war es rührend, dachte sie, ein Traum, der unversehens bei ihrer Mutter den Panzer der Rationalität durchbrochen hatte.

Es war der erste Tag im Februar, und sogar für diese Jahreszeit war es extrem kalt. Bei einer Schlittschuhfahrt am Tag zuvor hatte Minnie sich einen gehörigen blauen Fleck an der Hüfte geholt, der alle paar Stunden seine Farbe wechselte und auf den sie zwanghaft drückte, um zu spüren, ob es noch weh tat – was es tat.

»Entschuldige bitte, was ich da am Telefon verzapft habe«, sagte ihre Mutter, noch bevor sie ihren Mantel ausgezogen hatte. Sie klang wieder wie sie selbst, klar und sachlich. »Ich war gerade erst aufgewacht, ich habe nicht nachgedacht.«

Minnie verfolgte die routinierte Art und Weise, wie sie sich ihres Mantels entledigte, den Schal sorgsam in den Ärmel steckte, den Rock glatt strich und sich setzte. Sie war hübsch, auf unauffällige, aber gut konservierte Weise. Ein Profi. Minnie erinnerte sich, wie ihre Mutter früher auf sie gewartet hatte, wenn sie aus der Schule kam, wie anders sie gewesen war als die übrigen Mütter, die einfach in diese Rolle hineingeboren schienen und auf vollkommen natürliche Weise mit dem Schulhof, ihren Kindern, den anderen Müttern verschmolzen. Ihre eigene Mutter schien jedes Mal wieder erstaunt dazustehen, als

wäre sie nur kurz um den Block gegangen und versehentlich auf dem Schulhof gelandet.

Schon dreißig Jahre arbeitete sie beim KWF, wo sie sich als rechte Hand jedes Direktors unersetzlich machte, der dort für eine Weile tätig war. Über Krebsbekämpfung sprach sie mit fast so etwas wie Leidenschaft, wenngleich es Minnie nie ganz klar war, ob diese Leidenschaft von der Vorstellung angestachelt wurde, eine Krankheit zu bekämpfen, oder weil es ihrer Mutter regelmäßig gelang, große Geldbeträge für die Stiftung zu beschaffen.

Als sie saß, blickte sie ihre Tochter einen Moment lang forschend an. »Du siehst anders aus. Nicht schlechter, aber anders«, sagte sie. »Hast du zugenommen?«

Minnie begriff, dass sie das als Kompliment auffassen sollte. Von Geburt an war sie zu klein für ihr Alter gewesen, und ein deutlicher Wachstumsschub war nie erfolgt. Als Erwachsene war sie noch immer auf fast kindliche Weise zart, was sie für einen bestimmten Männertyp unendlich anziehend machte. Das und ihr asymmetrisches Gesicht, in dem alles leicht aus dem Lot war. Menschen, Männer, sahen darin gern etwas Wildes und Unzähmbares. Vielleicht war das nicht unrichtig. Vielleicht passte man sein Leben dem Gesicht an, mit dem man geboren wurde.

»Wie läuft's mit dem Krebs?«, fragte sie und drückte fest auf den blauen Fleck. Alles war eine Wiederholung desselben, ewige Fragen, ewige Antworten.

»Nicht so toll«, sagte ihre Mutter. »Immer mehr Menschen werden krank. Sie rauchen zu viel und essen schlechtes Zeug, darauf läuft es hinaus. Inzwischen gibt

es eine bahnbrechende Behandlungsmethode nach der anderen, aber tja, wenn die Leute sich erst mal mit all den schlechten Angewohnheiten so ungefähr selbst in den Tod treiben ... Manchmal denke ich, es gibt einen direkten Zusammenhang zwischen der Krise und dem Wuchern dieser Krankheit. Eine Gesellschaft, die, wohin man auch schaut, allmählich aufgezehrt ist oder so ... na ja. Mein Kollege hat dich neulich in einer Zeitschrift gesehen, ich weiß nicht mehr, in welcher.«

Eine Kellnerin mit einem Apparat nahm ihre Bestellung auf, indem sie wild auf das Display einhämmerte. »Entschuldigung«, murmelte sie, ohne aufzuschauen, und dann noch einmal, schon im Gehen, »Entschuldigung.«

Jetzt würde ihre Mutter fragen, wie es mit *ihrer* Arbeit lief. Minnie würde etwas Vages zur Antwort geben, ihre Mutter würde abwesend murmeln und dann von etwas anderem anfangen. Danach würden sie ihre Suppe essen und jede auf ihre Weise schweigen.

Als Teenager hatte Minnie sich eine Zeitlang Spekulationen in Bezug auf ihren Vater hingegeben. Minutenlang konnte sie in den Spiegel starren, auf der Suche nach einem Gesicht hinter ihrem Gesicht, einer Erklärung, die sie von ihrer Mutter nicht erhielt und selbst auch nicht einforderte. Diese Phase war vorbeigegangen.

»Bist du noch mit, wie heißt er, diesem Künstler zusammen?«

»Nein, Mama«, sagte Minnie. »Schon seit einem halben Jahr nicht mehr.« Ich habe ihn betrogen, wollte sie hinzufügen, ich habe ihn betrogen, ohne das kleinste bisschen Schuldgefühl, offenbar bin ich jemand, der das sehr

gut kann. Sie dachte an den Fotografen. Genauer gesagt, war er ständig als summender Grundton in ihren Gedanken anwesend, das hatte verschiedene Ursachen, die nicht alle von gleich großer Bedeutung waren. Für den Moment galt es, vor allem projektbezogen an ihn zu denken, beschloss sie, sofern das überhaupt möglich war.

Nach ihrer Mutter Liebesleben fragte Minnie nie. Ihres Wissens hatte sie schon zehn Jahre lang keinen Freund mehr gehabt, und sie nahm nicht an, dass sich das ändern würde. Ihre Mutter trug etwas Hartes in sich, wie einen Kieselstein, der in ihren Körper eingenäht war. Vielleicht war er einmal weich gewesen, mit der Zeit jedoch einfach erstarrt. Vielleicht war Liebe etwas, was man irgendwann in eine Schublade stecken konnte, zusammen mit anderen Dingen aus der Vergangenheit, die man nicht mehr brauchte.

»Und deine Arbeit?«, fragte ihre Mutter.

»Nichts Neues«, sagte Minnie. »Eine Phase der Besinnung.«

»Ich habe neulich etwas über eine amerikanische Künstlerin gelesen, die farbige Flüssigkeiten schluckt, um sie danach auf eine Leinwand zu kotzen. Diese Bilder werden für viel Geld verkauft. Ich verstehe nicht, dass man so etwas als Kunst bezeichnet. Dass Leute dafür Tausende von Dollar bezahlen.«

»Nein«, sagte Minnie, »das klingt wirklich nicht nach Kunst.«

Sie erinnerte sich, dass ihre Mutter nur still genickt hatte, als sie mit achtzehn ankündigte, an die Kunstakademie zu wollen. Auch in den Wochen danach hatte sie nichts

dazu gesagt, was Minnie rasend und nur noch entschlossener gemacht hatte. Eines Abends, wenige Tage bevor der Unterricht anfangen und Minnie in ein winziges Dachzimmer in Amsterdam-West ziehen sollte, fand sie ihre Mutter am Küchentisch vor einem Glas Wein. Sie schob einen Umschlag über den Tisch mit fünfhundert Euro, fremde, neue Währung, die aussah wie Spielgeld. »Für dein Material«, hatte sie gesagt, und das war's. In den Jahren danach war sie treu zu allen Vernissagen gekommen, und obwohl Minnie von ihr nie ein Wort über die Kunst selbst vernommen hatte, schien sie auf ihre eigene unergründliche Weise stolz oder doch zumindest nicht allzu ablehnend.

Vor dem Lokal verabschiedeten sie sich. Minnie sehnte sich immer nach dem Moment kurz danach, wenn jede von ihnen in anderer Richtung davonging, zurück in ihr eigenes Leben. Gerade als sie sich abwenden wollte, legte ihre Mutter ihr eine Hand auf die Schulter.

»Minnie«, sagte sie, wieder mit diesem forschenden Blick. »Du sollst wissen, dass ich es immer möglichst gut machen wollte, mit dir. Du warst so klein, früher ... manchmal hatte ich Angst, die Welt würde dich einfach schlucken und nie mehr zurückgeben. Ich wollte, dass du dafür gewappnet bist. Dieser Traum heute Nacht war natürlich Unsinn, aber ... na ja, pass gut auf dich auf.« Sie schien noch etwas sagen zu wollen, besann sich aber.

Schnell gab Minnie ihrer Mutter einen Kuss auf die Wange, die weiche Haut einer Frau, die schon lange nicht mehr jung ist. Während sie von ihr wegging, spürte sie,

dass ihre Mutter dort stehen blieb und zusah, wie ihre Tochter die Straße hinunterging, kleiner und kleiner werdend, bis sie um die Ecke bog und aufhörte zu existieren.

ES war ein prekäres Unterfangen, ein Projekt, das auf zahllose Weisen scheitern konnte, und das war wahrscheinlich genau der Grund, weshalb sie es begonnen hatten. Obwohl Minnie ihn im Grunde kaum kannte, hatte sie die starke und obendrein empirisch gestützte Vermutung, dass sie aus demselben Holz geschnitzt waren, sie und der Fotograf.

Ein Jahr zuvor hatte man sie einander bei der Ausstellungseröffnung eines gemeinsamen Bekannten vorgestellt, der seine Bilder in Chemikalienbäder legte und damit einen bedeutenden Preis gewonnen hatte. Seltsame Bilder waren es, mit öligen Flecken, die ihre Form veränderten, wenn man an ihnen vorbeiging. »Ein Horizont, ein Fenster«, sagte ein Galerist mit einem Glas Weißwein in der Hand zu Minnie, »und gleichzeitig der beunruhigende Schein einer Laterne auf das Innere der Seele.«

Sie trafen sich die nächsten Male im Apartment des Fotografen, in dem kein einziges Foto an der Wand hing. Das war eine Eigentümlichkeit nach Minnies Geschmack, genauso wie die Tatsache, dass er siebzehn Jahre älter war als sie, nie verheiratet gewesen war, keine Kinder hatte, kein eigenes Haus, keine Hausratversicherung und nichts Essbares im Kühlschrank.

Ein Mann ohne Schatten.

Die Verabredungen verliefen nach einem mehr oder weniger festen Muster: Minnie rief ihn an, sie kam zur